

Martin Doerry

# „NIRGENDWO UND ÜBERALL ZU HAUS“

Gespräche  
mit Überlebenden  
des Holocaust

Fotografien von Monika Zucht

DVA

**SPIEGEL**  
BUCHVERLAG

Martin Doerry

---

„NIRGENDWO  
UND ÜBERALL  
ZU HAUS“

---

*Gespräche mit Überlebenden  
des Holocaust*

---

Fotografien von Monika Zucht

Deutsche Verlags-Anstalt  
München

	<b>Einleitung</b>	<b>6</b>
Aharon Appelfeld	„Meine Geschichte ist eigentlich undenkbar“	16
Agnes Sassoon	„Ich kann gar nicht hassen“	28
Ernest W. Michel	„Warum habt ihr mir das angetan?“	38
Edgar Hilsenrath	„Ich glaube, es ist leichter, wenn man glaubt“	50
Peter Gay	„Gott ist eine Erfindung“	60
Eva Haas	„Ein Schild mit Namen und Nummer um den Hals“	68
Adam Daniel Rotfeld	„Am Anfang war das Wort“	78
Heinz Berggruen	„Ein wunderbarer Cocktail“	88
Ruth Klüger	„Wien schreit nach Antisemitismus“	98
Ivan Klíma	„Die Menschen verstummten“	110
Alfred Grosser	„Der Begriff Rache ist mir völlig fremd“	120
Inge Deutschkron	„Ein Land, wo man Jude war, kein Mensch“	130
Arno Lustiger	„Das wird dir niemand glauben“	142
Imre Kertész	„Man musste durch die Hölle gehen“	152
Anita Lasker-Wallfisch	„Man hofft, solange man atmet“	160
Ralph Giordano	„Ein Glücksfall, ein Wunder, ein Mirakel“	172
Georges-Arthur Goldschmidt	„Schwarzfahrer des Schicksals“	186
Lenka Reinerová	„Ich hatte die Vision einer gerechteren Ordnung“	194
Elie Wiesel	„Schuldig sind nur die Schuldigen“	204
Albert O. Hirschman	„Nur der Zweifel macht die Menschen stark“	212
Lucille Eichengreen	„Ich kann nicht vergessen und nicht vergeben“	220
Saul Friedländer	„Der Judenhass steckt tiefer, als man denkt“	230
Oldřich Stránský	„Im KZ ist alles schwarz oder weiß“	240
Lotte Paepcke	„Ein Sturz in den Himmel“	250
	<b>Gespräche und Fotos. Zeiten und Orte</b>	<b>260</b>

## Einleitung

Langsam senkt sich ein Schatten über die Erinnerung. Die letzten Überlebenden des Holocaust und der Vertreibung des europäischen Judentums werden bald verstummt sein.

Viele von ihnen haben von ihrem Leidensweg durch die Konzentrationslager, von Flucht und Emigration erzählt, andere haben ihr Leben lang geschwiegen und ihre Erinnerungen für sich behalten oder verdrängt.

Dieses Schweigen wird bald schon die Regel sein. Historiker, Nachgeborene müssen dann berichten. Aber was taugt die Erinnerung aus zweiter Hand? Werden kommende Generationen noch die Dimensionen dieses Jahrtausendverbrechens erahnen können, wenn kein ehemaliger KZ-Häftling, kein Emigrant mehr aus eigener Erfahrung erzählen kann?

Elie Wiesel, der Friedensnobelpreisträger und Überlebende von Auschwitz und Buchenwald, gibt auf diese Fragen im vorliegenden Buch eine optimistische Antwort: „Jeder, der heute einem Zeugen zuhört, wird selbst ein Zeuge werden.“

Doch woher nimmt Wiesel diese Zuversicht? Womit sollen sich die Zeugen der Zeugen in Zukunft legitimieren? Sie mögen noch so kundig sein, es fehlt ihnen das Entscheidende: die unerschütterbare Beweiskraft der eigenen Vita, die Aura des Authentischen.

Andererseits: Eine Alternative gibt es nicht. Die Nachgeborenen müssen sich zwangsläufig dieser großen Verantwortung stellen, sie müssen den letzten Zeugen zuhören und deren Botschaften dann anderen vermitteln, auch wenn ein solches Unterfangen von Jahr zu Jahr, von Generation zu Generation schwieriger werden wird.

Dieser Aufgabe soll auch dieses Buch dienen. In Gesprächen mit 24 Überlebenden werden typische Lebenswege nachgezeichnet – typisch, doch sicher nicht repräsentativ für die Biografien des europäischen Judentums im 20. Jahrhundert. Natürlich fänden sich noch viele weitere Muster und Modelle des Überlebens.

Es bleibt in diesen Gesprächen nicht bei der Rekonstruktion, zumal manche der Befragten ihr Leben schon in Memoiren beschrieben haben. Parallel erfolgt stets eine Interpretation des Erlebten, es werden Lehren gezogen, für die Zeitgenossen damals und heute. Außergewöhnliche Erfahrungen schärfen das Urteil, und so wirft jeder Zeuge auch einen kritischen Blick auf die Gegenwart.

Wer zählt zu den in diesem Buch versammelten „Überlebenden“?

Selbstverständlich jene, die in den Konzentrationslagern – ob nun in Auschwitz, Bergen-Belsen, Dachau oder Buchenwald – durch die schrecklichste Prüfung ihres Lebens gingen. Aber auch jene jüdischen Kinder, die von ihren Eltern in den Zug gesetzt und in die Fremde geschickt wurden, die ihre Familie meist nie wieder sahen. Oder jene, die sich über Jahre versteckten und unter falschem Namen untertauchten. Und schließlich jene, die ihr Land verließen und nach Amerika, Großbritannien oder Palästina emigrierten. Sie alle überlebten – und verloren dabei häufig das, was ihnen lieb und teuer war: Eltern, Großeltern, Geschwister, andere Verwandte, Freunde.

Und sie verloren ihre Heimat, ausnahmslos, selbst wenn sie später an den Ort ihrer Kindheit zurückkehrten, nichts war oder wurde mehr wie früher. Er sei „nirgendwo und überall zu Hause“

sagt Saul Friedländer. Der in Prag geborene Historiker war von seinen Eltern in einem französischen Kinderheim versteckt worden und pendelt heute zwischen Tel Aviv und Los Angeles, Mutter und Vater kamen im Holocaust um. Fast alle Gesprächspartner bezeugen diese Heimatlosigkeit des Überlebenden, die bleibende Entwurzelung.

Viele bestreiten allerdings vehement, zu den „Überlebenden des Holocaust“ zu zählen. „Damit habe ich doch gar nichts zu tun“, meint etwa Heinz Berggruen. Nur, der Kunstsammler weiß genau, dass er allein deswegen überlebt hat, weil er Deutschland rechtzeitig verlassen hat. Ihm, dem jungen Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung“, hatten die Nazis das Schreiben verboten – also ging er nach Amerika.

„Ich bin kein Überlebender“, sagt auch Georges-Arthur Goldschmidt, der aus Reinbek bei Hamburg stammende Schriftsteller und Übersetzer. „Überlebende sind nur diejenigen, die aus dem Tor eines KZs heraustreten konnten.“ Tatsächlich überlebte der heute in Paris wohnende Autor, weil er, wie Friedländer, in einem französischen Kinderheim versteckt worden war – unter schrecklichen Bedingungen allerdings, als Opfer fast täglicher Prügelstrafen.

Aus Sicht von Berggruen oder Goldschmidt ist diese enge Definition des Überlebens verständlich. Diejenigen, die nicht die Lager durchlitten haben, möchten sich nicht mit jenen KZ-Häftlingen auf eine Stufe stellen, die unvorstellbares Leid gesehen und erfahren haben.

Aus unserer Sicht verbietet sich eine solche Unterscheidung jedoch. Wie und vor allem warum wollen wir heute beurteilen, ob die Trennung Saul Friedländers von seinen Eltern, dieses

furchtbare Heimweh des plötzlich ganz auf sich allein gestellten zehnjährigen Knaben, nun weniger schlimm war als die Tortur eines fünfzehnjährigen KZ-Häftlings wie Imre Kertész? Sicher, auch ein Nachgeborener ahnt, dass es unterschiedliche Grade des Schreckens gibt. Aber wem helfen solche Abstufungen?

Zumal jene, die aus den Lagern entkommen konnten, ebenfalls davon überzeugt sind, dass sie die wahre Todesqual gar nicht erlebt haben. „Die volle, uneingeschränkte Wahrheit kennen nur jene, die in den Gaskammern gestorben sind“, erklärt Kertész. Der Schriftsteller und Literaturnobelpreisträger hatte in seinem „Roman eines Schicksallosen“ die Bedingungen des Überlebens im Konzentrationslager beschrieben. „Um überleben zu können“, sagt Kertész nun, „musste man durch die Hölle gehen – und in der Hölle wird man schmutzig.“ Kertész wird sogar noch deutlicher: „Die Unschuldigen sind die, die gestorben sind.“

Ein erschreckendes Bekenntnis. Immer wieder berichten Überlebende von Gefühlen der „Scham“ und der „Schuld“, die sie zeitlebens verfolgten. So, als ob sie auf Kosten anderer überlebt hätten. Elie Wiesel, zum Beispiel, musste mit ansehen, wie sein Vater in Buchenwald zugrunde gerichtet wurde: „Man hatte ihn geschlagen, und ich konnte ihm nicht helfen. In seiner letzten Stunde rief er meinen Namen. Am Ende antwortete ich nicht mehr. Ich fürchtete mich.“

Dass Wiesel sich bis heute „schuldig“ fühlt, ist so nachvollziehbar wie tragisch und ungerecht. Was hätte er tun sollen oder können? In der Regel erlaubte das mörderische Lagersystem allenfalls das Ausnützen mehr oder weniger glücklicher Umstände: Der eine stahl nur etwas Brot,

der andere fand ein paar Dollar in der Jacke eines schon getöteten Leidensgenossen und betrieb damit einen florierenden Schwarzhandel – doch diese Dinge gehörten zum Alltag im Lager. Das Überleben selbst, so erklärt Anita Lasker-Wallfisch, „war kompletter Zufall“. Mit ihrer Schwester zusammen hatte die Musikerin die letzten Kriegswochen im Konzentrationslager Bergen-Belsen verbracht, krank, ausgehungert, zwischen Bergen von Leichen. „Wenn die Engländer drei Tage später gekommen wären, hätten wir nicht mehr gelebt“, berichtet Anita Lasker-Wallfisch.

„Fast jeder Überlebende hat seinen Zufall gehabt, der ihn überleben ließ“, meint auch die Germanistin und Auschwitz-Überlebende Ruth Klüger. Und doch war es manchmal mehr als nur Glück, einige Voraussetzungen erhöhten zumindest die Chancen: Wer nicht zu jung und nicht zu alt war, hatte bessere Aussichten bei der Selektion vor den Gaskammern; wer gesund und kräftig war, schien den Nazis mit seiner Arbeitskraft nützlich; wer sich selbst nicht aufgab, ertrug die schier unerträglichen Strapazen am Ende womöglich doch.

„Ich habe die Hoffnung nie aufgegeben im Lager“, berichtet der ehemalige Auschwitz-Häftling Ernest W. Michel, „ich habe immer gedacht: Du musst das hier überleben.“ Der gebürtige Mannheimer wurde zum Zeugen, wie sein Freund Walter im Krankenbau des Lagers starb. „Wenn ich heute von Auschwitz berichte, dann auch, weil ich mir damals geschworen habe, dass sein Leiden nicht vergessen werden darf.“

Dieses Motiv teilt der New Yorker Spensensammler mit vielen anderen Zeitzeugen. Sie alle erzählen im Grunde ungerne über ihre Lei-

densjahre, sei es aus Bescheidenheit, sei es, um ihre Kinder nicht zu belasten, sei es, um die schrecklichen Erinnerungen nicht wieder heraufzubeschwören. Und doch berichten sie vor Schulklassen oder Kirchengemeinden, bei Gedenktagen oder Feierstunden. Und bei all dem empfinden sie die moralische Pflicht, für jene zu sprechen, die an ihrer Seite getötet wurden.

Wer sich dieser Aufgabe stellt, macht es sich und seiner Familie nicht leicht. Und wer es nicht tut, wartet vielleicht nur auf eine Aufforderung seines Partners und seiner Kinder, endlich zu berichten. Doch ein Tabu verstellt in vielen Familien solche Gespräche. „Wissen wollten wir es nie allzu genau“, gesteht etwa Gila Lustiger, die Tochter des ehemaligen Auschwitz-Häftlings Arno Lustiger. Offenbar verbindet die Überlebenden mit den nachfolgenden Generationen vor allem der Wunsch nach Normalität. Allein schon der Begriff „Überlebender“ sei ein „furchtbares Wort“, findet Gila Lustiger. „Es klammert den Menschen aus der Gesellschaft aus, auch aus der Gegenwart in Deutschland.“ Mit „diesem Wort“, so glaubt die junge Schriftstellerin, „kommt einer aus dem Lager nie heraus“.

Doch ihr Vater, ein heute in Frankfurt lebender Textilkaufmann und Historiker, widerspricht ausdrücklich: „Das Glück, überlebt zu haben, überlagert für mich alles Negative, was in diesem Begriff stecken mag.“

Lustiger hat schließlich seine Geschichte erzählt, wenn auch erst 1985, auf einer Veranstaltung in Frankfurt zum 40. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz. Das Tabu war für ihn damit erstmals gebrochen. Niemand allerdings sollte erwarten, dass ein solcher Schritt eine für alle Beteiligten befreiende Wir-



kung erzielt: Jedes neue Gespräch, jede neue Äußerung über die Vergangenheit ist immer auch eine Belastung – für den Erzähler und für seine Zuhörer.

In gewisser Hinsicht bleibt das Tabu ohnehin bestehen. Kein Überlebender erzählt alles. Die Sprache kapituliert stets vor dem wirklich Entsetzlichen. Das, was er erlebt habe, sei einfach „zu groß und unglaublich“, um es in Worte zu fassen, erklärt der in der Bukowina geborene und heute in Israel lebende Schriftsteller Aharon Appelfeld. Im Alter von neun Jahren musste er miterleben, wie seine Mutter erschossen wurde. Später floh er aus einem Lager in einen Wald, wo er sich wochenlang auf der Flucht vor den Nazis versteckte.

Appelfelds literarisches Werk kreist um das Trauma dieser Kindheit, vor der Beschreibung des Äußersten allerdings macht er immer Halt.

Er sei „persönlich sehr viel mehr Grausamkeiten begegnet“, als er seinen Lesern zumute,

Ruth Klüger und  
Martin Doerry

sagt auch Imre Kertész. Unklar bleibt jedoch, ob der Autor dabei nur Rücksicht auf die Gefühle seines Publikums nimmt. Denkbar wäre auch, dass er sich selbst damit vor seinen Erinnerungen schützt.

Nur wenige Überlebende sind nämlich in der Lage, die selbsterlebten physischen Qualen und Quälereien explizit zu benennen. Zu den Ausnahmen zählt die Britin Agnes Sassoon, die 1944 im Alter von elf Jahren vom Schulhof in Budapest nach Dachau verschleppt worden war. Kurz vor Kriegsende musste sie mit weiteren Häftlingen in ein anderes Lager marschieren: „Eines Tages konnte ich wirklich nicht mehr. Ich bin so beim Marschieren ganz langsam aus der Reihe getorkelt. Ein Soldat kam zu mir und sagte scheinbar ganz freundlich: ‚Komm Kleine, setz dich hin und ruh dich aus.‘ Und kaum saß ich am Straßenrand, da hat er geschossen.“

Der Schuss traf sie ins Bein, sie wurde ohnmächtig, blieb am Straßenrand liegen – und wurde auf wundersame Weise von einem Trupp französischer Kriegsgefangener gerettet. Noch heute aber plagt sie die große, schlecht verheilte Narbe am rechten Unterschenkel.

Diese und andere Grausamkeiten beschreibt Agnes Sassoon mit schockierender Offenheit. Dabei weiß sie, dass sie sich auf ihre Erinnerung nicht unbedingt verlassen kann. Immer wieder gesteht sie: „Ach, da geht vieles durcheinander“ oder „Meine Erinnerungen sind hier nur noch sehr verschwommen“. Wer als Kind solchen Torturen ausgesetzt ist, hat freilich ein Recht darauf, mehr als 60 Jahre danach bei der Schilderung mancher Details und Abläufe zu irren.

Die aus dem ehemals tschechoslowakischen Vylok stammende Agnes Sassoon hat ihre Ge-

schichte in einem kleinen Büchlein unter dem lapidaren Titel „Überlebt“ bereits einmal erzählt. Viele Autoren wagen es nicht, ihre Zweifel an der Präzision der eigenen Erinnerung zu reflektieren. Agnes Sassoon dagegen räumt ihre Unsicherheit ein: War es tatsächlich die berühmte Aufseherin Irma Grese, die ihr in Bergen-Belsen mit dem Stiefel auf die sich am Feuer wärmende Kinderhand trat? „Ich weiß es nicht, es gab viele solcher Frauen.“

Eine ganze Reihe der hier Befragten haben ihre Lebensgeschichten oder Memoiren bereits publiziert. Zu den ersten zählten in den fünfziger Jahren Lotte Paepcke mit ihrem Erinnerungsbuch „Unter einem fremden Stern“ und Elie Wiesel mit „Die Nacht“. In den späten Siebzigern folgten die in Berlin aufgewachsene und im Krieg „untergetauchte“ Journalistin Inge Deutschkron („Ich trug den gelben Stern“) und der Historiker Saul Friedländer („Wenn die Erinnerung kommt...“).

All diese Bücher wurden im Grunde zu früh veröffentlicht. Erst in den neunziger Jahren wuchs das Interesse an solchen Stoffen erkennbar. Lucille Eichengreens Lebenserinnerungen „Von Asche zum Leben“ und Ruth Klügers Bestseller „weiter leben“ erschienen 1992. Ein Jahr später veröffentlichte Ernest W. Michel „Promises To Keep“ (bisher nur auf Englisch). Heinz Berggruens „Hauptwege und Nebenwege“ folgte 1996, Anita Lasker-Wallfisch mit „Ihr sollt die Wahrheit erben“ 1997, Peter Gays „Meine deutsche Frage“ erschien 1999 in deutscher Übersetzung.

An Elie Wiesels „Die Nacht“ entzündete sich 2005 eine bezeichnende Debatte. Wiesel hatte in einer Neuauflage seines Buches kleine inhaltliche Korrekturen vorgenommen und sah

sich nun mit der Frage konfrontiert, ob das ganze Buch womöglich ein Konstrukt, gar eine Art Lebensroman sei. Wiesel wies diese Kritik verärgert zurück, er habe einfach nur festgestellt, dass er sich in einigen Details geirrt habe.

Manche Autoren sind diesem Dilemma ausgewichen und haben ihren Lebensbericht gleich ganz als Roman angelegt. Edgar Hilsenrath etwa schrieb über „Die Abenteuer des Ruben Jablonski“ und erzählte dabei doch nur seine eigene Geschichte, wenn auch mit allen literarischen Freiheiten. Nicht anders machte es Ralph Giordano mit seinen „Bertinis“ oder Ivan Klíma mit den autobiografischen Passagen seines Romans „Richter in eigener Sache“.

Wieder andere Autoren lassen den Leser bewusst im Unklaren, ihre ganze literarische Produktion kreist wesentlich um die eigene Biografie. Das gilt für die Prag-Bücher von Lenka Reinerová, für die immer auch autobiografischen Texte von Georges-Arthur Goldschmidt und Aharon Appelfeld sowie, weitgehend, für die Bücher von Imre Kertész.

Wer seine Lebensgeschichte schon irgendwann zu Papier gebracht hat, kann im Interview manche Einzelheit schneller rekapitulieren. Doch das erweist sich nicht nur als Vorteil. Manche Erzählungen klingen im Gespräch zunächst eher wie erinnerte Erinnerungen – und nicht wie ein authentisches Sichvergegenwärtigen vergangener Lebensumstände und Gefühle. Erst ein beharrliches Nachfragen stört dann den Erzählfluss und verunsichert den Gesprächspartner: War es wirklich so und nicht anders?

Einige Überlebende können denn auch in ihren Erinnerungen zwischen Wirklichkeit und Phantasie nicht immer eindeutig trennen. In ihren

Berichten sind dann Wunsch- oder Schreckensbilder verborgen, die damals, in der Situation höchster Bedrängnis, entstanden und die sich in den vergangenen 60 Jahren zu Gewissheiten verfestigt haben. Wer etwa im Versteck oder im Lager von kleinen Akten des Widerstands träumte, glaubt heute durchaus, dass er sich wirklich so verhalten hat.

Erinnerung kann die Überlebenden quälen, sie kann sich aber auch als gnädiger Begleiter bewähren. Verluste und Demütigungen werden manchmal verdrängt und in der eigenen Lebensgeschichte marginalisiert. Nur im Umkehrschluss lässt sich unter solchen Umständen die so schmerzlich empfundene Ausgrenzung erkennen, etwa in einem ausgeprägten Bedürfnis nach äußerer Anerkennung, nach Gesten der Zuneigung und Bewunderung. Stolz tragen die Überlebenden öffentliche Auszeichnungen und Preise, selbst deutsche Orden und Ehrenzeichen als Zeichen der Rehabilitation – für ein Verbrechen, das die Deutschen an ihnen begangen haben.

Überhaupt begegnen viele Emigranten und ehemalige KZ-Häftlinge dem Volk ihrer Peiniger mit großer Nachsicht, wenn nicht sogar überraschendem Wohlwollen. Heinz Berggruen etwa bestreitet heute zwar nicht die Existenz von Antisemitismus in seiner Heimatstadt Berlin, er selbst will aber seit seiner Rückkehr vor einem Jahrzehnt „nicht einmal die Andeutung einer judenfeindlichen Einstellung bemerkt“ haben, „nicht ein einziges Mal“. Auch Adam Daniel Rotfeld, der polnische Politiker, der in einem Kloster überlebte, während seine Eltern ermordet wurden, bescheinigt den „deutschen Eliten“ der Gegenwart „viel Verständnis und eine große Sensibilität für Polen“.

Der in Paris lebende Politologe Alfred Grosser engagiert sich seit mehr als 50 Jahren für die deutsch-französische Aussöhnung. Und Oldřich Stránský, der Prager Ingenieur und Auschwitz-Überlebende, kämpft, ebenfalls seit Jahren schon, für die deutsch-tschechische Verständigung. 2003 wurde er sogar für einige Zeit als Vorsitzender der tschechischen „Vereinigung der befreiten politischen Häftlinge“ abgesetzt, weil er die Vertreibung der Sudentendeutschen offen kritisiert hatte.

Vielleicht ist es die Erkenntnis, dass der Hass am Ende alles nur schlimmer gemacht hat, die vielen Überlebenden heute eine eher milde, abgeklärte Sicht auf die Deutschen gestattet. Vor allem wird stets differenziert zwischen den Alten, die womöglich noch Verantwortung im NS-Regime getragen haben, und den Jungen, denen keine Schuld zugesprochen werden darf.

Das heißt nicht, dass all diese Menschen frei von Bitterkeit und Härte sind. Das Erlebte hat sie nicht nur traumatisiert, es hat natürlich auch in ihrem Wesen Spuren hinterlassen, es hat sie fast alle zutiefst verängstigt und vor allem skeptisch gemacht. Bildung und Kultur, so sehr sie von dem meisten verteidigt werden, gelten ihnen nicht mehr als Schutz vor dem Rückfall in die Unmenschlichkeit. „Dieser Völkermord“, erklärt Ruth Klüger, „ist doch in Mitteleuropa verübt worden, von einem Land, in dem es praktisch keine Analphabeten gab.“ Nicht einmal die vermeintlich „primitiven“ Völker würden so mit ihren „eigenen Leuten“ umgehen.

Diese fundamentale Ernüchterung geht häufig mit dem Verlust der Ideale einher. Sozialistische oder kommunistische Jugendträume verblasen, vor allem aber gerät der Glaube in Ge-

fahr. Einige Befragte erklären, sie hätten in ihrer Jugend durchaus noch religiöse Empfindungen gehabt. Aber spätestens die Erfahrung des Lagers habe sie zweifeln lassen. Sie könne an keinen Gott glauben, der eineinhalb Millionen Kinder im Holocaust sterben lasse, argumentiert Inge Deutschkron und spricht damit vielen Leidensgenossen aus dem Herzen. Selbst Elie Wiesel, der in seiner Jugend eine chassidische Ausbildung genoss, räumt ein, dass er sich unter dem Eindruck des Massenmords immer wieder die Frage gestellt habe: „Wo ist Gott hier?“ Und eine Antwort habe er darauf bis heute nicht erhalten.

Die Schwächung religiöser Bindungen hat nicht zwangsläufig zu einer Loslösung vom Judentum, von der jüdischen Tradition und Kultur geführt. Eher im Gegenteil: Wer die Schreckensjahre überlebt hat, solidarisiert und identifiziert sich häufig wieder intensiver mit der jüdischen Gemeinschaft. „Das jüdische Sterben“, so erklärte etwa die Schriftstellerin Lotte Paepcke, „hat mich ganz gewiss viel stärker in das Judentum hineingerissen, als es sonst wahrscheinlich der Fall gewesen wäre.“

Ungeklärt bleibt dabei die Frage, wie dauerhaft eine solche Bindung ohne religiöses Fundament für künftige Generationen sein kann. Jüdisches Leben ohne jüdische Religion? Eine bemerkenswerte Antwort gibt Aharon Appelfeld. Religion sei mehr als nur der Glaube an einen Gott: „Religion heißt Bedeutung. Das heißt, du lebst, weil es eine Bedeutung hat, weil es sinnhaft ist. Du bist in diese Welt gekommen, um etwas zu machen, etwas Gutes zu tun.“

Appelfeld ist allerdings tief in der jüdischen Tradition verankert. Er hat den Talmud, die Kabala, die rabbinische Literatur studiert und zehrt

von diesem Erbe. Wer sich dagegen explizit zum Atheismus bekennt – das gilt etwa für die Wissenschaftler Saul Friedländer, Peter Gay und Alfred Grosser –, dürfte sich am Ende doch von seinen jüdischen Wurzeln lösen oder schon gelöst haben. Grosser, zum Beispiel, sieht sich als „jüdisch geborener, mit dem Christentum geistig verbundener Atheist“.

Die neutestamentliche Vorstellung von Feindesliebe und Versöhnung mit den Tätern befremdet die Überlebenden zumeist. Warum auch sollten sie ihren Peinigern verzeihen, zumal diese sich in aller Regel nicht einmal zu ihrer Schuld bekannt haben? Wer wie Lucille Eichengreen die ganze Familie im Holocaust verlor, hat gute Gründe für das Bekenntnis: „Ich kann nicht vergeben und nicht vergeben.“

Im Übrigen tut Lucille Eichengreen alles, was sie kann, damit sich die Barbarei nicht wiederholt. Wann immer sie aus Kalifornien nach Hamburg, in die Stadt ihrer Kindheit zurückkehrt, erzählt sie in Schulen und Gemeinden von ihrem Schicksal.

Auch Anita Lasker-Wallfisch, Ralph Giordano, Ernest W. Michel, Elie Wiesel, Ruth Klüger und viele andere Überlebende unterziehen sich dieser Aufgabe. Selbst die Bereitschaft, für dieses Buch Rede und Antwort zu stehen, betrachten manche als Teil ihrer Mission. Niemand der Befragten hat mit der Zustimmung zu diesem Projekt gezögert, bei einigen schien es, als hätten sie auf eine solche Anfrage gewartet.

Das erste Gespräch wurde bereits vor mehr als 20 Jahren geführt. Lotte Paepcke äußerte sich 1985 im 2. Hörfunkprogramm des Süddeutschen Rundfunks in der Reihe „Es erinnert sich“. Schon 1996 fand auch das hier dokumen-

tierte SPIEGEL-Gespräch mit Imre Kertész statt. Damals war sein „Roman eines Schicksallosen“ gerade in einer neuen Übersetzung erschienen – ein großer Erfolg bei den deutschen Lesern. 2002 folgten SPIEGEL-Gespräche mit den Autoren Georges-Arthur Goldschmidt und Lenka Reinerová, jeweils aus Anlass neuer Veröffentlichungen.

Die Idee zu dem vorliegenden Buch entstand dann im Laufe des Jahres 2004. Eine ganze Reihe weiterer Interviews wurde nun geplant. Die Auswahl der Gesprächspartner folgte keiner strengen Systematik. Neben prominenten Überlebenden sollten auch eher unbekanntere Zeitzeugen vertreten sein, deren Lebensgeschichte noch zu entdecken ist. Wichtig schien zudem eine gewisse Streuung der vertretenen Berufe, auch wenn ein erheblicher Teil der Befragten als Schriftsteller und Publizisten tätig ist. Schließlich sollten Überlebende möglichst vieler Nationen zu Wort kommen. Einige wohnen heute wieder oder noch in Deutschland, die übrigen in Israel, in den USA, in Frankreich, Großbritannien, Tschechien, Ungarn und Polen.

Entscheidend war am Ende ein Kriterium: ob das Gespräch gelang, ob ein intensiver Dialog zustande kam. Daran gemessen wäre nur ein einziges Interview beinahe gescheitert, nämlich das mit Albert O. Hirschman in Princeton. Der greise Ökonom hatte sich zwar am Telefon sofort bereit erklärt. Doch das Gespräch selbst erwies sich als äußerst schwierig: Über sein bewegtes Leben als Fluchthelfer im von den Nazis besetzten Frankreich gab der 91-Jährige nur noch äußerst wortkarg und mit sehr schwacher Stimme Auskunft, lieber kommuniziert er mit Hilfe von Gesten und selbstgemalten Bildern. Das Inter-



Albert O. Hirschman  
und Monika Zucht

view wird hier dennoch gedruckt – als Dokument und als Ersatz für Hirschmans nie geschriebene Memoiren. Der Gelehrte hatte stets das Verfassen einer Autobiografie abgelehnt. „Ich halte dies“, so erklärte er einmal, „für das endgültige Eingeständnis der Tatsache, dass einem die Ideen ausgegangen sind.“

Die meisten Gespräche wurden auf Deutsch geführt, nur wenige mussten aus dem Englischen oder Tschechischen übersetzt werden. Viele der Befragten, die in Tschechien, Ungarn oder Rumänien aufgewachsen sind, sprechen Deutsch – dank der Tatsache, dass diese Sprache vor dem Zweiten Weltkrieg die Lingua franca des gebildeten osteuropäischen Judentums war.

Die auf Tonbändern mitgeschnittenen Interviews sind zunächst übertragen, bearbeitet und danach den Beteiligten noch einmal zur Überprüfung vorgelegt worden. An mehreren Gesprächen waren zudem Kollegen aus der SPIEGEL-Redaktion beteiligt: Volker Hage, Romain Leick, Jan Puhl, Hans-Ulrich Stoldt und

Klaus Wiegrefe redigierten auch einige Interviews und unterstützten damit ganz wesentlich dieses Projekt.

Wenn es ein Vorbild für dieses Buch gibt, dann sind es die „Jüdischen Portraits“ der Münchner Fotografin Herlinde Koelbl, ein beeindruckender Interview- und Bildband aus dem Jahre 1989. Koelbls Kollegin, die SPIEGEL-Fotografin Monika Zucht, übernahm Ende 2004 die für das Gelingen des vorliegenden Buches zentrale Aufgabe, alle Gesprächspartner zu porträtieren. Nur für das Foto von Lotte Paepcke musste auf private Archive Rückgriff genommen werden, die Autorin war bereits im Sommer 2000 verstorben.

Monika Zucht reiste von Termin zu Termin, von Gespräch zu Gespräch und brachte zuweilen eine ganz eigene, andere Geschichte mit nach Hamburg. Ihre Bilder erzählen davon: Sie zeigen Menschen, die sich dem Betrachter verschließen oder öffnen, Menschen, denen der Schrecken noch nach 60 Jahren ins Gesicht geschrieben ist, aber auch solche, die mit entzückendem Charme entspannt in die Kamera schauen.

Das Konzept schien zunächst klar und einfach: Jeder Gesprächspartner sollte mit einer Großaufnahme porträtiert werden, ein oder zwei eher szenische Bilder würden das Gespräch abrunden. Aber gerade diese Fotos bereiteten manchmal große Mühe: Eine Dame mochte partout bei Eis und Schnee das Haus nicht verlassen, ein Herr lief der Fotografin im Großstadtdübel buchstäblich davon, eine andere Dame wollte sich eigentlich gar nicht fotografieren lassen, weil es doch schon „so viele schlechte Fotos“ von ihr gebe. Und Edgar Hilsenrath wollte auch in seiner

Wohnung unbedingt nur mit Baskenmütze abgelichtet werden, das schwarze Ding sei schließlich sein Markenzeichen.

Den wohl schönsten Fototermin aber absolvierte Monika Zucht im Stülerbau am Charlottenburger Schloss in Berlin. Dort, inmitten seiner wunderbaren Kunstsammlung, ließ sich ein strahlender Heinz Berggruen porträtieren. Geduldig saß der alte Herr Modell, Monika Zucht fotografierte, und um die beiden herum flanierten neugierige Museumsbesucher, ihrerseits bewaffnet mit Fotoapparaten. Man gratulierte dem Sammler zu seinen Bildern, knipste ihn samt seiner Fotografin – und die war sich am Ende sicher, einen „wirklich glücklichen Menschen“ getroffen zu haben.

Aharon Appelfeld

---

## **„Meine Geschichte ist eigentlich undenkbar“**

Der Schriftsteller Aharon Appelfeld über  
die Begeisterung seiner Eltern für die  
deutsche Kultur, die Ermordung seiner  
Mutter und die Emigration nach Israel



**Aharon Appelfeld** kam 1932 als Erwin Appelfeld in Jadowa in der rumänischen Bukowina zur Welt. Nach der Trennung von den Eltern und der Flucht aus einem Lager überlebte er die nationalsozialistische Verfolgung in verschiedenen Verstecken. 1946 emigrierte er nach Palästina, heute zählt er zu den bekanntesten Schriftstellern Israels.

*Herr Appelfeld, wann ist aus dem Jungen mit dem schönen deutschen Namen Erwin ein junger Mann namens Aharon Appelfeld geworden?*

Ich bin 1946 nach Palästina gekommen. Mit 14 Jahren, ohne Eltern und ohne Ausbildung. Ich hatte zu Hause in Czernowitz gerade noch mein erstes Schuljahr abgeschlossen. Israel war in seinen ersten Jahren ein sehr ideologisches Land, ein sehr heroisches Land, und man musste sich an diese Situation anpassen. Als ich angekommen bin, hat man mir sofort einen anderen Namen gegeben. Mein Name war Erwin, und Aharon klingt irgendwie ähnlich. So bin ich also ein Aharon geworden. Und es gibt nur noch vier, fünf Leute auf der Welt, die mich Erwin nennen.

*Aber Ihren Nachnamen hat man Ihnen gelassen?*

Nun, auch Appelfeld war ein Problem in diesem ideologischen Land. Und es gab Zeiten, in denen ich einen anderen Namen gehabt habe. Der war Pelled, und das heißt: Stahl.

*Ihr Nachname klang zu deutsch?*

Nein, es lag nicht an Deutschland. Wenn ich etwa als Lehrer arbeiten wollte, war es einfach besser, einen hebräischen Namen zu haben. Es war kein Muss, es war ein leichter Druck: „Du lebst hier, bist hierher gekommen. Du hast dich zu ändern. Du hast zu vergessen. Du bist ein neuer Jude.“

*Sie nennen das Israel der fünfziger Jahre ein „ideologisches Land“: Wie äußerte sich das?*

Es war sehr stark sozialistisch, ja fast kommunistisch geprägt. Ich habe damals ein Buch mit Erzählungen unter dem Titel „Rauch“ geschrie-

ben. Warum heißt es „Rauch“? Weil die Leute Zigaretten rauchen, smoking cigarettes. Das war ein Buch über Leute, die nach Israel gekommen waren und am Ufer des Meeres lebten, am Strand. Sie führten das Leben von Vagabunden: Nachtleben, Karten spielen, Wodka trinken, Geld wechseln. Was sie im Lager und im Ghetto gemacht hatten, machten sie nun auch hier, sie lebten wie ärmliche Bohemiens. Ich kam mit diesen Erzählungen zum Verleger, und er fragte mich: „Wie alt bist du?“ „25 Jahre.“ „Mit diesem Thema willst du dich wirklich beschäftigen?“, fragte er. „Hier ist ein neues Land. Wir bauen hier ein neues Leben auf, Kibbuzim, eine Armee. Das ist ein Stoff, über den man schreiben muss. Das, was du schreibst, das ist doch Dekadenz. Was soll das heißen, dass diese Menschen nach dem Holocaust nach Israel gekommen sind und hier nun Karten spielen, Wodka trinken und Affären mit Frauen haben? Was für ein Leben ist das? Das ist doch unmöglich, so ein Leben. Du willst schreiben? Schreib positiv, nicht dekadent.“ Das hat er mir gesagt.

*Aber Sie haben sich an diesen Rat nicht gehalten.*

Nein. Aber der Druck war groß. Der Verleger sagte: „Das ist doch nur Phantasie, was du da schreibst. Komm und zeige mir diesen Strand, wo diese Vagabunden leben.“ Ich sagte: „Ich weiß es nicht. Ich schreibe, was ich fühle, was ich denke.“ Aber das ließ er überhaupt nicht gelten.

*Dabei ist ja das, was Sie in „Rauch“ beschreiben, durchaus geprägt von Ihrer eigenen Erfahrung.*

Ja, selbstverständlich, zum Beispiel in den Flüchtlingslagern in Italien. Ohne solche Erinnerungen kannst du das nicht schreiben.

*Das heißt: Sie schreiben grundsätzlich aus diesem Fundus der Erinnerung, ohne exakt zu rekonstruieren, Sie entwickeln eine Mischform zwischen Wirklichkeit und Fiktion.*

Das hängt jetzt davon ab, wie wir Fiktion definieren, was Fiktion ist, ja. Fiktionen sind keine Sachen, Fiktion heißt das Innere. Es gibt ein äußeres Leben, und es gibt ein inneres Leben.

*Aber beides ist wahr.*

Genau. Wahr ist alles, was du fürchtest, alles, was du dir vorstellst, was du träumst.

*In einem Gespräch mit Ihrem Kollegen Philip Roth haben Sie 1988 gesagt: „Ich habe nie so über die Dinge geschrieben, wie sie sich wirklich zugetragen haben.“ Und dann, im Hinblick auf den Holocaust: Die Wirklichkeit gehe über jedes Vorstellungsvermögen hinaus. Warum haben Sie als Überlebender in all Ihren Büchern vor dem Äußersten haltgemacht – und es eben nicht beschrieben?*

Es ist zu groß und unglaublich. Wie können andere Menschen dir so etwas glauben? Schon meine Geschichte ist doch eigentlich undenkbar: Ich war ein Kind und lebte viele Tage allein im Wald. Wie konnte es geschehen, dass ein kleines Kind, das aus einem sehr kulturellen, wohlhabenden Haus stammt, sich nun von Blättern ernähren muss? Mein Vater war ein erfolgreicher Unternehmer, bei uns zu Hause gab es eine große Bibliothek, es gab Musik – und dann das!

*Ihre Heimatstadt Czernowitz war damals eine weitgehend jüdische Stadt. Welche Sprache sprachen Ihre Eltern untereinander, welche mit Ihnen?*

Mit mir Deutsch, aber es gab bei uns auch Haus-



mädchen aus der Ukraine, mit denen wir Ukrainisch gesprochen haben, mit anderen Rumänisch. Und die Nachbarn waren Polen. Französisch sprach man in der Upper Class. Und alle diese Sprachen habe ich zu Hause gehört.

*Dennoch war Deutsch Ihre Muttersprache?*

Unbedingt. Nur mit meinen Großeltern, die in den Karpaten wohnten, haben wir Jiddisch gesprochen. Meine Eltern wollten allerdings nicht, dass ich Jiddisch lernte.

*Das galt als sozial niedrig stehend?*

Nun, meine Eltern wollten keinesfalls als Ostjuden gelten. Das Ideal war Wien, Berlin.

*Also war Ihre Familie schon stark assimiliert? Fehlte Ihnen das, was man jüdische Identität nennen könnte?*

Ja, sie hatten das schon verloren. Ein assimilierter Jude hat die Verbindung mit den jüdischen Werten verloren, mit der jüdischen Gesellschaft, mit der jüdischen Religion, er hat alles verloren.

*Und bei Ihren Eltern war das auch schon ein bisschen der Fall?*

Nicht ein bisschen, mehr: Alles, was an das Judentum erinnerte, schien Ihnen irgendwie anachronistisch zu sein. Das Gute, das Schöne waren die deutsche Sprache, die deutsche Literatur und Musik. Das war ihr Credo, das war das

Wesentliche. Deutsch bedeutete für den assimilierten Juden mehr als nur eine Frage der Kommunikation. Die deutsche Sprache war seine Kultur, ja seine neue Religion.

*Unter diesen Vorzeichen muss es für Sie und Ihre Familie noch schlimmer gewesen sein, dass es ausgerechnet die Deutschen waren, die Sie so barbarisch behandelt haben.*

Für meine Eltern war es so, nicht für mich. Ich war neun Jahre, was konnte ich verstehen?

*Aber die Eltern hatten Ihnen dieses Idealbild doch sicher schon vermittelt.*

Selbstverständlich, aber ich konnte das alles noch nicht begreifen. Die Sprache, diese Kultur, die meine Eltern so geliebt haben, wurden nun auf einmal zur Sprache der Mörder.

*Wann und wo haben Sie die Deutschen erstmals gesehen?*

Wir waren im Sommer bei unseren Großeltern in den Karpaten. Eines Tages sind die Rumänen und die Deutschen in dieses Dorf gekommen, sie gingen von Haus zu Haus und ermordeten die Juden. Man hat die Christen gefragt, wo Juden wohnen, und hat sie dann alle getötet.

*Das heißt, Sie selbst waren zu diesem Zeitpunkt nicht zu Hause?*

Doch, ich war im Bett und krank. Ich habe Mumps gehabt. Und meine Eltern waren draußen.

*Wo genau?*

Meine Mutter war im Hof, mein Vater war irgendwo bei einem Nachbarn. Ein Schuss ging in die Fensterscheibe. Ich bin ans Fenster, habe

gesehen, was passierte, und bin dann in das große Kornfeld hinter dem Haus gelaufen.

*Dort haben Sie sich versteckt?*

Ja. Und den ganzen Tag über hörten die Schießerei und das Geschrei nicht auf, überall hat man rumgeschossen.

*Und dann?*

Mein Vater hat mich irgendwann in diesem Kornfeld gefunden, und wir sind zurück nach Czernowitz.

*Haben Sie Ihre Mutter gar nicht mehr gesehen?*

Wir haben gewusst, dass sie tot ist.

*Konnten Sie denn in Ihre Wohnung in Czernowitz zurückkehren?*

Ja, aber nicht lange. Wir mussten sie dann aufgeben, eine schöne, große Wohnung war das.

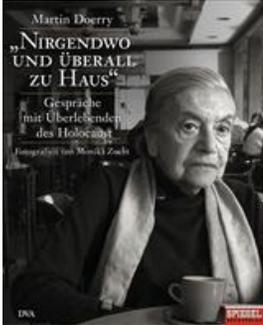
*Sie mussten ins Ghetto?*

In ein Zimmer gepresst mit 15 oder 20 Leuten.

*Wie lange haben Sie so gelebt?*

Ich glaube, zwei oder drei Monate waren wir dort. Dann sind wir weiter in ein Lager in der Ukraine geschickt worden. Als wir an einem großen Fluss angekommen waren, hat man viele Juden einfach ins Wasser getrieben. Nur die stärkeren Männer durften weitermarschieren, vielleicht hundert Kilometer. Es sind viele Leute gestorben. Aber mein Vater war ein starker Mann, er hat mich viel getragen.

*In Ihrem Buch „Geschichte eines Lebens“ erzählen Sie, wie Sie auf dem Marsch immer wieder im*



Martin Doerry

**"Nirgendwo und überall zu Haus"**

Gespräche mit Überlebenden des Holocaust

Gebundenes Buch, 264 Seiten, 22,0 x 27,0 cm

ISBN: 978-3-421-04207-1

DVA Sachbuch

Erscheinungstermin: August 2006

**Beeindruckende Menschen, beeindruckende Gespräche, beeindruckende Bilder**

In den vergangenen Jahren reiste Martin Doerry, dessen Buch über das Schicksal seiner jüdischen Großmutter Lilli Jahn in 18 Sprachen übersetzt wurde, quer durch Europa und Amerika, um mit Menschen zu sprechen, die der Vernichtung durch die Nationalsozialisten knapp entkommen sind. Sie gehören zu den letzten Repräsentanten einer untergegangenen Welt des europäischen Judentums, und sie legen hier eindrucksvoll Zeugnis ab über ihre Geschichte, ihren Kampf ums Überleben und darüber, was es für sie bedeutet, Jude zu sein. Die SPIEGEL-Fotografin Monika Zucht begleitet die Texte mit ausdrucksstarken Schwarzweiß-Porträts.

Gespräche u.a. mit Imre Kertész, Heinz Berggruen, Ruth Klüger, Anita Lasker-Wallfisch, Arno Lustiger, Alfred Grosser, Peter Gay, Ralph Giordano, Agnes Sassoon, Saul Friedländer und Elie Wiesel

 [Der Titel im Katalog](#)